

I GRUNDLAGEN

Fragile Welten – Studiendesign

Als die Porzellanfabrik Langenthal 1908 ihren Betrieb aufnahm, stellte sie ein «unmögliches» Produkt her, das der Markt eigentlich nicht brauchte. Seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert wurde die Schweiz mit Porzellanwaren aus dem Ausland überschwemmt, Warenhäuser und Grossisten bauten auf langjährige Beziehungen mit ausländischen Produzenten. Die Herstellung von Porzellan war komplex, sie forderte viel Handarbeit und noch mehr Energie, entsprechend hoch war der Ressourceneinsatz. Das Know-how für die Porzellanproduktion war in der Schweiz zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht vorhanden, auch die spezifischen Rohstoffe fehlten. So war die Porzellanfabrik Langenthal von Anfang an ein mutiges, aber auch ein zerbrechliches Unternehmen, das seine Marktrolle suchen und erkämpfen musste.

Die Überlebensstrategie des Unternehmens, so die These, baute auf drei Säulen: die Kultivierung von *Swissness*, die Ausrichtung auf den Gastronomiemarkt und die fortlaufende Rationalisierung im Geist des «scientific management». Entsprechend liegt hier ein Schwerpunkt der Studie. Sie zeigt auf, wie die Langenthaler Fabrik vor und nach dem Zweiten Weltkrieg, als das Unternehmen zu einem internationalen Porzellankonzern wuchs, in diesen Feldern agierte. Und sie fragt, inwieweit der wirtschaftliche, gesellschaftliche und kulturelle Wandel in diesen Feldern den Niedergang des Unternehmens einleitete.

In ihrer Monografie *Porcelain. A History from the Heart of Europe* umreist die amerikanische Historikerin Suzanne L. Marchand pointiert die Grundidee ihrer Story. Marchand erzählt vom sozialhistorischen Wandel des Porzellans, «the transformation of an aristocratic obsession into a bourgeois necessity – and finally into an unloved white elephant».¹ Die künstlerischen Aspekte des Porzellans spielen für sie eine untergeordnete Rolle: «I increasingly found that I had a wonderful means to tell a story about people, about states and markets, and about the changing nature of work and consumption over the last three centuries.» Kurzum: Marchands Zugang zielt auf das Ganze, «the central European history as a whole».²

Einen solchen ganzheitlichen Ansatz verfolgt auch diese Arbeit. Sie ist entsprechend mehr als eine Geschichte des Langenthaler Unternehmens. Vielmehr zielt sie auf eine Verknüpfung von wirtschafts-, sozial- und kulturgeschichtlichen Perspektiven auf die Porzellanindustrie und die Bedeutung von Porzellan in der Schweiz vom späten 19. bis ins frühe 21. Jahrhundert. Dabei orientiere ich mich an Positionen, wie sie etwa im Buch *Reimagining Business History* von Philip Scranton und Patrick Fridenson³ oder im Sammelband *Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte* von Hartmut Berghoff und Jakob Vogel⁴ zum Ausdruck kommen. Die Autoren plädieren

für eine (Wieder-)Verknüpfung von Wirtschafts- beziehungsweise Unternehmensgeschichte und Kulturgeschichte, die neue Sichtweisen eröffnen kann.⁵

Im Zeichen des *material turn*⁶ und der zunehmenden Popularität des Forschungsfeldes materielle Kultur scheint es naheliegend, Sozial- und Kulturgeschichte anhand von Porzellan zu erzählen, so wie auch andere (Konsum-)Güter wie zum Beispiel Kaffee entsprechend untersucht wurden.⁷ Was Porzellan für die Forschung besonders attraktiv macht, ist seine enorme funktionale Ausdifferenzierung im Alltag und zugleich seine schillernde Bedeutung im «Spiel der Distinktion»,⁸ sein Potenzial für die Konstruktion von kultureller «Realität». Das werde ich noch genauer ausführen.

Methodisch verstehe ich Porzellan hier, im Sinne des materialhistorischen Ansatzes von Annette Caroline Cremer und Martin Mulsow,⁹ als «Prisma», das verschiedene Perspektiven auf eine gesellschaftliche Entwicklung – hier des Bürgertums und der Bürgerlichkeit – erlaubt. Porzellan dient mithin nicht nur als Ausgangspunkt oder als Illustration der historischen Erzählung, sondern «in wechselnder Fokussierung zugleich als Thema, Quelle und Argument».¹⁰ Diesem Verständnis folgt auch die Masterarbeit *Bürgerliches Berliner Porzellan als Statussymbol*, die Raphael Zimmermann 2021 am Historischen Institut der Universität Bern eingereicht hat. Den objektgeschichtlichen Zugang verknüpft er mit einer diskursanalytischen Methodik, indem er deutsche Kochbücher, Haushaltsratgeber und Frauenzeitschriften aus dem 19. Jahrhundert als Diskursquellen untersucht. Diese Studie knüpft daran an, allerdings mit einem Schwerpunkt auf die Schweiz und das 20. Jahrhundert.

Glanz und Elend der Porzellanindustrie ist inspiriert von Ansätzen der *microstoria* in der Tradition italienischer und angelsächsischer Historikerinnen und Historiker wie Maurizio Gribaudi, Carlo Ginzburg oder Natalie Zemon Davis.¹¹ Ihnen gemein ist die (Rück-)Besinnung auf handelnde Individuen und ein narratives Verständnis von Geschichtsschreibung, die auf kleinräumige Forschungsfelder und intensive Feinbeobachtungen setzt. Die radikale Fokussierung geht einher mit einer Intensivierung der Beschreibung, einer beinahe mikroskopischen Akribie. Rainer Beck, der mit *Unterfinning. Ländliche Welt vor Anbruch der Moderne* ein Musterwerk der Mikrogeschichte geschrieben hat, spricht von einer «kleinräumigen Historiographie, die das Studium sozialer Zusammenhänge in den Vordergrund ihres Interesses rück[t], und zwar ein Studium auf Basis genauerer und dichter Information als sie mit herkömmlichen Verfahrensweisen zu erreichen waren. – (Tiefenbohrung) nun also, statt Recherche in die Breite [...]»¹²

Zusammengehalten werden die Perspektiven in *Glanz und Elend der Porzellanindustrie* vom Leitmotiv der Zerbrechlichkeit. In seinem Buch *Fragile Familien. Ehe und häusliche Lebenswelt in der bürgerlichen Moderne* umreißt Joachim Eibach das Wort «fragil» als schillerndes Adjektiv. Es verweise «im Deutschen wie auch in anderen Sprachen auf etwas, das sowohl gefährdet als auch wertvoll» sei. «Fragilität meint auch Wichtiges und Bedeutsames: je grösser der Lobpreis im Diskurs, desto tiefer die Fallhöhe im Alltag.»¹³ Fragil in diesem Sinne war die Porzellanfabrik Langenthal von Anfang an, nahe am Scheitern gebaut, und sie war es bis zuletzt, als

sie unter dramatischen Umständen dem Konkurs entgegenschlitterte. Diese Studie handelt aber nicht nur von einem «gefährdeten Unternehmen», sie handelt auch von der Fragilität einer Aufsteigerfamilie, die mit der Geschichte des Unternehmens eng verknüpft ist. Und sie handelt vom «kulturellen System der Bürgerlichkeit»,¹⁴ das im 20. Jahrhundert im Zeichen des sozialen Wandels zugleich fragil und widerständig scheint.

Perspektive Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte: Langenthal war nicht die einzige, aber die mit Abstand bedeutendste Porzellanmanufaktur in der Schweiz des 20. Jahrhunderts. Sie produzierte sowohl Geschirr als auch technisches Porzellan und galt lange als Vorzeigunternehmen. Ihr Lebenszyklus umfasste grob das «kurze 20. Jahrhundert».¹⁵ Ihre Gründung fällt in die Hochkonjunkturperiode zwischen 1890 und 1914, die im Kanton Bern zu einer Welle von industriellen Neugründungen führte.¹⁶ Die Langenthaler Fabrik fügte sich in die Reihe neuer Unternehmen der Zement-, Ziegel- und Keramikindustrie, und wie diese baute sie auf Kohle als Energieträgerin. Zugleich hob sie sich ab: Anders als die meisten Berner Industriebetriebe verarbeitete die Porzellanfabrik keine einheimischen Rohstoffe – einer von vielen Risikofaktoren, wie sich zeigen wird.

Nach vier gescheiterten Versuchen, in der Schweiz eine dauerhafte Porzellanmanufaktur zu etablieren, war der Erfolg Langenthals bei der Gründung alles andere als gewiss. Die Studie zeichnet die Geschichte der Fabrik vor dem Hintergrund der wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Entwicklung im 20. Jahrhundert nach. Sie zeigt auf, welche Faktoren den Aufstieg und den Niedergang des Unternehmens prägten und wie «Langenthal Suisse» (später «Suisse Langenthal») vom labilen Start-up zum scheinbar unverwüsthlichen Volksgut wurde.

Nicht im Zentrum dieser Studie stehen andere Schweizer Manufakturen, die im Verlauf des 20. Jahrhunderts ebenfalls Porzellan zu produzieren begannen. Zu ihnen gehören die Rössler AG (die ab 1963 Porzellan herstellte), die Manufaktur im freiburgischen Letigny (1954–1961) und die Tonwarenfabrik Laufen, die 1893 ihren Betrieb aufnahm. Letztere betrieb zunächst eine Ziegelei, spezialisierte sich später auf Sanitärkeramik und erweiterte ihre Produktpalette nach dem Zweiten Weltkrieg unter anderem durch Porzellangeschirr und Elektroporzellan. Keramik Laufen ist dort Thema, wo sich Schnittstellen ergeben: Erst als «Konjunkturkind»¹⁷ kleingeredet, wird Laufen zur harten Konkurrentin und besiegelt mit der Übernahme Ende der 1980er-Jahre auch das Ende der Porzellanfabrik Langenthal als eigenständiges Unternehmen.

Perspektive Biografie und Netzwerk: Was ist das Geheimnis des gesellschaftlichen Erfolgs? Was braucht es, um nach oben zu kommen? Die Geschichte der Langenthaler Holz- und Porzellandynastie Spychiger ist eine exemplarische Geschichte. An ihr lassen sich die Mechanismen des sozialen Aufstiegs in der Schweiz im Industriekapitalismus des 19. und 20. Jahrhunderts studieren.¹⁸ Der Weg führt von der bäuerlich-kleinbürgerlichen Lebenswelt Langenthals in die Welt der neuen Bourgeoisie. Siegfried Spychiger (1843–1892) will Langenthal mit Paris verbinden, heiratet vorteilhaft und stirbt tragisch früh an einer Blutvergiftung. Die Söhne nut-

zen die «Markt-, Kompetenz- und Autoritätschancen», die das Wirtschaftswachstum vor dem Hintergrund der zweiten Industrialisierung bietet.¹⁹ Als Langenthal im 19. Jahrhundert zum industriellen Hotspot wird, beginnt die grosse Zeit von Arnold Spychiger (1869–1938). Der Eisenbahnboom, die Telegrafie und die Elektrifizierung bahnen Spychigers Weg nach oben. Der Kranzturner schwingt sich auf, macht sich als Unternehmer im Holzbusiness breit und ist im Geschäft mit imprägnierten Leitungsmasten derart erfolgreich, dass er sich am Dorfrand von Langenthal ein Wohnhaus leisten kann, das es in sich hat. Spychiger gehört zu den «neuen bürgerlichen Klassen», zur schmalen Elite der industriellen Unternehmer, und er scheint die Aufwandsnormen und Codes des Grossbürgertums, die Spielarten der Bürgerlichkeit beispielhaft zu verkörpern. Bei der Gründung der Porzellanfabrik Langenthal wird er zur treibenden Kraft.

Als Oberst, Nationalrat und Unternehmer steigt Spychiger zu nationaler Prominenz auf, verfügt über ein enormes Netzwerk und häuft Ämter in staunenswerter Zahl an. Spychiger gilt als bodenständiger, sozial engagierter Mensch, zugleich ist er ein Verfechter der umstrittenen Akkordarbeit und eine Schlüsselfigur der Rationalisierungsbewegung.²⁰ Nach dem Ersten Weltkrieg studiert er in den USA die neuesten Managementmethoden und wird ein kompromissloser Verfechter der Rationalisierung von (Regie-)Betrieben, auch im eidgenössischen Parlament. Als die Porzellanfabrik nach dem Ersten Weltkrieg auch Isolatoren zu produzieren beginnt, rundet sich Spychigers Geschäftsportfolio zum «Gesamtkunstwerk»: Imprägnierte Holzstangen und Porzellanisolatoren dienen als Hardware für die Verkabelung der Schweiz. Porzellan wird damit zum Spychiger-Stoff, zum Treibstoff der Familiendynastie noch bis weit in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, als der soziale und wirtschaftliche Wandel die alten Gefüge und Gewissheiten des «Familienkapitalismus»²¹ längst unterspült hat. Tragödien überschatten die Familie in den Sechzigerjahren, während die Porzellanfabrik ihren Kulminationspunkt erreicht. Und die Krise der Porzellanindustrie wird zum kollektiven Trauma. Ein Niedergang im Zeichen der Deindustrialisierung.

Perspektive Sozial- und Kulturgeschichte: «Nirgends in Europa vermochte sich das Bürgertum so leicht und uneingeschränkt durchzusetzen wie in der Schweiz. Wirtschaft und Gesellschaft, aber auch der Staat befanden sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts weitgehend unter bürgerlicher Kontrolle», schreibt Albert Tanner in seinem Buch *Arbeitsame Patrioten – wohlanständige Damen*.²² Aufgrund dieser fast schon idealtypischen Strukturdominanz und kulturellen Hegemonie scheint die Schweiz als Fokus für eine Untersuchung von Porzellan und Bürgerlichkeit besonders vielversprechend. Mit der Schaffung der Handels- und Gewerbefreiheit im 19. Jahrhundert entstanden in der Schweiz, zumindest theoretisch, gleichgestellte Bürger-Konsumenten.²³ Faktisch jedoch kam es zu schichtspezifischen Normierungen und entsprechenden Unterschieden im Konsumverhalten, die zumindest bis Mitte des 20. Jahrhunderts bestimmend blieben. Dabei zeigte sich, so Ruedi Brassel-Moser im *Historischen Lexikon der Schweiz*, «bis in die wohlhabendsten Haushalte hinein [...] ein für die bürgerliche Lebensführung charakteristisches

Nebeneinander von Sparsamkeit und Luxus. Die Einfachheit der Alltagsernährung kontrastierte in diesen Milieus mit den opulenten Dinern für Einladungen und dem demonstrativen Prestigekonsum bei den für die soziale Distinktion und Repräsentation entscheidenden Konsumgütern wie Kleidern und beim Wohnkomfort.»²⁴

Die Studie fragt, ausgehend von der Unternehmens- und Familiengeschichte, nach kulturellen Mustern der Bürgerlichkeit im Umgang mit Porzellan im 19. und 20. Jahrhundert. Dabei wähle ich, anknüpfend an Philipp Sarasin,²⁵ einen diskursanalytischen Zugang. Inwieweit spiegelt sich im Porzellandiskurs der «Formwandel»²⁶ des Systems Bürgerlichkeit? In Anlehnung an Pierre Bourdieu formuliert: Wie funktioniert Porzellan als Statuswährung zur Steigerung des sozialen Kapitals, und wie lange hat der «geschmackvolle» Umgang damit die Kraft eines kulturellen Kapitals, das Distinktionsgewinne abwirft? Wie verändert sich der Umgang mit Porzellan, das Sprechen darüber, wenn im 20. Jahrhundert die Konturen des Bürgertums erodieren, wenn sich Bürgerlichkeit als Habitus von der Sozialformation löst und zum gesellschaftlich «frei flottierenden» Kulturmuster wird?

Um die Verknüpfung zwischen den Perspektiven zu gewährleisten, habe ich mich für einen chronologischen Aufbau entschieden. Die zeitlichen Abschnitte sind primär aus der Unternehmensgeschichte abgeleitet. Allerdings setze ich mit der Studie im späten 19. Jahrhundert an, Jahre vor der Gründung der Langenthaler Porzellanfabrik, weil hier unter den Bedingungen der Massenproduktion Entwicklungen beginnen, die prägend sind für die wirtschaftliche, gesellschaftliche und kulturelle Bedeutung des Porzellans im 20. Jahrhundert. Europa wurde um die Jahrhundertwende von einem «Porzellanfieber», einer veritablen «Porzellanwut» erfasst, die auch in der Schweiz viele Bereiche des Alltags und zunehmend soziale Grenzen durchdrang.

Der zweite Teil («Wagnis und Selbstbehauptung») beginnt mit der Gründung der Porzellanfabrik und endet 1938 mit dem Tod von Arnold Spychiger, der das Unternehmen als Gründer und Verwaltungsratspräsident über Jahrzehnte prägte. Ende der Dreissigerjahre nimmt die Porzellanfabrik zudem einen elektrisch betriebenen Grosstunnelofen in Betrieb, der weithin als Sensation gefeiert wird. Die Pioniertat trägt entscheidend dazu bei, dass der Zweite Weltkrieg für die Fabrik nicht zum krisenhaften Einschnitt wird, sondern zum Auftakt einer goldenen Ära der Expansion. Der Niedergang des Unternehmens («Erosion und Ausverkauf») ist schleichend, akzentuiert sich Ende der Achtzigerjahre mit dem Verlust der Unabhängigkeit und mündet im November 2001 – kurz nach den Terroranschlägen in New York und dem Grounding der Swissair – ins verzweifelte Bemühen, das einst stolze Porzellanunternehmen vor dem Konkurs zu bewahren. Der fünfte, finale Teil («Neustart und Zwist») steht im Zeichen einer versuchten Renaissance in einem schwierigen Marktumfeld und ist geprägt von Kontroversen – einerseits um ein heikles Kapitel der Unternehmensgeschichte, andererseits um den Umgang mit dem Fabrikerbe und der Zukunft des Fabrikareals. Ich verstehe die Studie, auch vor diesem Hintergrund, nicht zuletzt als Beitrag zur Lokalgeschichte Langenthals.

Forschungsstand und Leitbegriffe

Porzellan ist ein feinkeramisches Produkt. Es besteht aus einem spezifischen Gemisch von Kaolin, Feldspat und Quarz, das mehrmals bei hohen Temperaturen zwischen 900 und 1480 Grad gebrannt wird, dabei sintert und im Ergebnis eine weisse und oft lichtdurchlässige Struktur aufweist, das seine auratische Güte ausmacht und es von anderen keramischen Produkten abhebt.²⁷ Grundsätzlich wird zwischen Hartporzellan, Weichporzellan und Knochenporzellan unterschieden. Das im 18. Jahrhundert in Meissen entwickelte Porzellan war ein Hartporzellan, das bei höheren Temperaturen gebrannt wird, während das klassische asiatische Porzellan und auch die meisten englischen Porzellane Weichporzellane waren. In dieser Studie befasse ich mich mit Porzellan, das im 19. und 20. Jahrhundert in der Schweiz hergestellt, vertrieben, beworben und konsumiert worden ist. Der Schwerpunkt liegt auf Porzellan als Gebrauchsware, nicht auf Porzellan als Kunstobjekt. Aber auch hier tut sich ein weites Feld auf: Gebrauchsporzellan ist längst nicht auf Geschirr beschränkt (das in Verkaufskatalogen der Porzellanindustrie allein schon in erschlagender Fülle erscheint).²⁸ «The central European entanglement with porcelain», schreibt Suzanne L. Marchand, «is not one we can grasp without delving deeply into the past and ranging across almost all aspects of life.»²⁹

Porzellan in der Schweiz

Die Schweizer Porzellanindustrie und Porzellankultur im 20. Jahrhundert wurde bisher nicht wissenschaftlich erforscht. Marchands Referenzwerk *Porcelain. A History from the Heart of Europe* (2020) schlägt zwar einen weiten Bogen bis in die Gegenwart, die Schweizer Porzellanindustrie klammert sie jedoch aus. Dasselbe gilt für andere Publikationen, darunter der Katalog zur grossen Jubiläumsausstellung *Königstraum und Massenware. 300 Jahre europäisches Porzellan* im deutschen Porzellanikon 2010. Obwohl Ausstellung und Katalog die Geschichte des Porzellans epochen- und länderübergreifend beleuchten, bleibt die Schweiz darin unerwähnt. Am besten dokumentiert ist die Schweizer Produktion im 18. und frühen 19. Jahrhundert. Siegfried Ducret, Autor mehrerer Standardwerke zur Porzellangeschichte, widmete der ersten Schweizer Manufaktur in Kilchberg-Schooren 1958 eine Monografie, ebenso Heinrich Angst (*Zürcher Porzellan*, 1905), Barbara E. Messerli Bolliger (*Keramik in der Schweiz. Von den Anfängen bis heute*, 1919) und Franz Bösch (*Vom weissen Goldrausch der Zürcher Herren*, 1988).

Eine umfassende Monografie zur Langenthaler Porzellanfabrik fehlt bisher. Streiflichter auf die Geschichte des Unternehmens wirft der Katalog zur Ausstellung *La manufacture de porcelaine de Langenthal, entre design industriel et vaisselle du dimanche* 2012 im Genfer Musée Ariana. Relativ ausführlich widmet sich zudem Walter Wegmüller in seiner Dissertation *Die industrielle Entwicklung Langenthals* (1938) der Porzellanfabrik, während die Darstellung in Werner Jukers *Bernischer Wirtschaftsgeschichte* (1949) eher knapp ausfällt. Zum 120-jährigen Bestehen des Unternehmens erscheint 2026 zudem ein bildreiches Buch mit dem

Titel *Wandel als Chance*, das sich der Geschichte der Porzellanfabrik Langenthal widmet.

Auch einige Zeitschriften greifen die Geschichte der Porzellanfabrik auf, so etwa *Industriestadt Langenthal. Vom lokalen Cluster zum Firmen-Konglomerat* von Jürg Hünerwadel (*Berner Zeitschrift für Geschichte*, 2012), basierend auf einer Bachelorarbeit zum Thema. Zu erwähnen sind auch *Fünfzig Jahre schweizerische Porzellanfabrik* (1956) von Siegfried Ducret, *Die Porzellanfabrik Langenthal* von Werner Gallati (*Jahrbuch des Oberaargaus* 1962) und Paul Herzigs *Die Geschichte des Langenthaler Porzellans* (*Langenthaler Heimatblatt*, 2004). Allerdings beziehen sich praktisch alle Zeitschriftenbeiträge auf dieselbe Primärliteratur, vor allem auf die Festschrift *25 Jahre Porzellan Langenthal* von Hans Strahm (1931). Die Darstellungen wirken entsprechend redundant und bieten kaum eigenständige Zugänge.

Zu den ganz wenigen akademischen Studien rund um die Porzellanfabrik gehört die 1970 abgeschlossene Diplomarbeit *Die Assimilation italienischer Arbeitskräfte. Eine empirische Untersuchung an der Porzellanfabrik Langenthal*, verfasst von Brigitta Spychiger, der Enkelin des Firmengründers. Demselben Thema widmet sich Fabio Buchschacher in seiner Maturaarbeit *Die bewegte Geschichte der süd-ländischen Porzellanarbeiter in Langenthal von 1950 bis 1997*. Schliesslich greifen auch zwei lokalhistorische Masterarbeiten Aspekte im Zusammenhang mit der Porzellanfabrik auf, zum einen *Die Arbeiterbewegung in Langenthal und Umgebung 1914–1945* von Martina Moser, zum anderen Nadine Masshardts *Deutsche in Langenthal und Umgebung 1933 bis 1945*. Masshardts präzise Untersuchung gibt einen Eindruck vom Einfluss des Nationalsozialismus in der Porzellanfabrik und geht auch dem notorischen Gerücht nach, es habe Pläne gegeben, die Langenthaler Porzellanöfen als «Krematorien» einzusetzen.

Mit einem konsumgeschichtlichen Fokus greift Christine Dippold das Thema Porzellan in ihrem 2009 erschienenen Beitrag *Luxusbedürfnis – Distinktion – Imitation* auf. Dippold untersucht «modernes Tafelgeschirr als Indikator zeittypischer Konsumtendenzen im 19. und frühen 20. Jahrhundert». Zwar bezieht sich die Autorin in erster Linie auf Deutschland und Österreich, dennoch sind ihre Aussagen – etwa zur Bedeutung des «guten Porzellans» als materielle und ideelle Wertanlage und zum Tischgeschirr als «Indikator ländlicher Luxusbedürfnisse» – aufschlussreich auch mit Blick auf die Schweiz. Dippold stützt sich dabei unter anderem auf Pierre Bourdieus klassisch gewordenen Distinktionsbegriff.

Distinktion und materielle Kultur

«Geschmack klassifiziert – nicht zuletzt den, der die Klassifikationen vornimmt», schreibt Pierre Bourdieu in *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*.³⁰ Bourdieu zeigt in seinem Hauptwerk von 1979, dass kulturelle Praktiken und ästhetische Vorlieben soziale Unterschiede nicht nur spiegeln, sondern auch bestätigen, ja verstärken. «Kultur» und «Bildung» erscheinen als «symbolisches Kapital», das ungleich verteilt ist und deshalb «automatisch Distinktionsgewinne

abwirft».³¹ Einfach ausgedrückt: Wer «die kulturelle Kompetenz, d. h. den angemessenen Code besitzt»,³² hat im Kampf um Anerkennung die Nase vorn.

Bourdieu's Theorie der «feinen Unterschiede» markiert einen Meilenstein im weiten Forschungsfeld der materiellen Kultur, das in den vergangenen Jahrzehnten in den Gesellschafts- und Kulturwissenschaften enorm an Popularität gewonnen hat.³³ Hans Peter Hahn definiert materielle Kultur als «Summe aller Gegenstände», die «in einer Gesellschaft genutzt werden oder bedeutungsvoll» sind.³⁴ Hahn vertritt eine semiotische Auffassung von materieller Kultur, die heute in den Kultur- und Sozialwissenschaften als verbindlich gilt. Sie begreift das Materielle als Zeichensystem und charakterisiert Dinge entsprechend als «unscharfe» Zeichen, die sich deuten und umdeuten lassen und auch widersprüchliche Bedeutungen aufweisen können.³⁵ In dieses Konzept fügt sich auch das «Spiel der Distinktion» im Sinne Bourdieus: «Jedes Milieu hat sein eigenes Universum von Dingen, das feine Unterschiede enthält und das durch gemeinsamen Geschmack strukturiert ist. Dieses Universum von Dingen stützt das Milieu und bringt es hervor, indem es dieses symbolisch repräsentiert und sozial sichtbar macht. Mit dem Wert und der Beschaffenheit der Dinge wird Zugehörigkeit zu bestimmten Milieus und Abgrenzung von anderen Milieus dargestellt und hervorgebracht. Eine soziale Identität wird in diesem Prozess dadurch aufgebaut, dass die dinglichen Symbole von anderen wahrgenommen und bestätigt werden, durch Wiedererkennen, durch Anerkennung oder Geringschätzung, durch Herablassung, Neid oder Bewunderung.»³⁶

Entscheidend ist, dass Dinge die Wahrnehmung oft unbewusst prägen – gerade hier liegt ihre Potenz als «Code» und «symbolisches Kapital» oder allgemeiner gesprochen ihr Potenzial für die Konstruktion von kultureller «Realität».³⁷ Und dieses Potenzial ist umso grösser, je profaner und funktionaler die Objekte erscheinen: «Mundane material culture, such as pottery, therefore, achieves its cultural significance, ironically, because its two major attributes are (a) its functionality and (b) its triviality», schreibt Daniel Miller in *Artefacts as Categories*.³⁸ Vor diesem Hintergrund ist Porzellan als Gebrauchsware und Kunstobjekt besonders interessant. Lange erscheint Porzellan als Distinktionsmittel und Statuswährung par excellence, als Ausdruck demonstrativen Konsums – erst des Adels, dann des Bürgertums, das sich als «kulturelle[r] Adel»³⁹ begreift und nach Ansehen strebt. Mit Bourdieu gesprochen: Porzellangeschmack klassifiziert nicht zuletzt das Bürgertum im 19. Jahrhundert, das die Klassifikation vornimmt. Porzellangeschirr eignet sich hervorragend zur Stilisierung des Lebens, zur Setzung des «Primats der Form» gegenüber der Funktion: «Nichts hebt stärker ab, klassifiziert nachdrücklicher, ist distinguierter als das Vermögen, beliebige oder gar (vulgäre) (weil oft zu ästhetischen Zwecken vom (Vulgären) angeeignete) Objekte zu ästhetisieren, als die Fähigkeit, in den gewöhnlichsten Entscheidungen des Alltags – dort, wo es um Küche, Kleidung oder Inneneinrichtung geht – und in vollkommener Umkehrung der populären Einstellung die Prinzipien einer (reinen) Ästhetik spielen zu lassen.»⁴⁰

Dass in der bürgerlichen Wohnung des 19. Jahrhunderts Porzellangeschirr in Vitrinenschränken ausgestellt wird, folgt dieser Logik. Das «feine» Porzellan mag,

wenn es nicht ohnehin als Kunstobjekt in Erscheinung tritt, die Form von Gebrauchsgegenständen annehmen, die Form eines Krugs, eines Tellers, einer Tasse, eines Service, aber entscheidend ist, dass es nicht oder nur selten auch tatsächlich benutzt wird (nämlich zu besonderen, festlichen Anlässen) und vorwiegend repräsentative Funktion hat. Die schillernde Bedeutung von Porzellan, «heilig» und «profan», «vulgär» und «distinguiert», wird hier offenkundig. Interessant ist nun die Frage, wie sich die Bedeutung von Porzellan im 20. Jahrhundert im Zeichen von Massenproduktion und Massenkonsum verschiebt, inwieweit es noch die Kraft zur «Stilisierung der Lebenshaltung»⁴¹ und «sozialen Feinklassierung»⁴² hat. Folgt man dem Konzept der materiellen Kultur als «Zeichensystem», bleibt Porzellan deutungsoffen und interpretationsbedürftig, auch wenn es – scheinbar entzaubert – vollends zum billigen Allgemeingut wird.

Bürgertum und Bürgerlichkeit

Bürgertum ohne Ende? Im *Journal of Modern History* wundert sich der US-amerikanische Historiker Jonathan Sperber 1997 über die exzessive Beschäftigung deutscher Forscher mit den Themen Bürgertum und Bürgerlichkeit: «One cannot but wonder about the impetus behind this ever larger body of historical research.»⁴³ Über die Gründe könne er nur spekulieren. Tatsächlich: Ab den 1980er-Jahren entstanden vorab in Deutschland Hunderte von Studien, getragen von konkurrierenden Forschungsprojekten, die ganze Hochschulapparate beschäftigten und nicht nur von unterschiedlichen Prämissen ausgingen, sondern auch zu divergierenden, ja widersprüchlichen Ergebnissen gelangten.⁴⁴ Sperber analysiert sie aus überlegener Distanz und kommt zu wenig schmeichelhaften Erkenntnissen: «One might almost go so far as to say that conclusions drawn from social history played an important role in German historiography before actual work in social history was done.»⁴⁵

Sperbers prägnanter Aufsatz markiert das Ende einer historiografischen Etappe in der Bürgertumsforschung, ebenso der von Peter Lundgreen herausgegebene Band *Sozial- und Kulturgeschichte des Bürgertums. Eine Bilanz des Bielefelder Sonderforschungsbereichs (1986–1997)*.⁴⁶ Bis Ende der Neunzigerjahre liegt der Fokus der Forschung auf dem «langen» 19. Jahrhundert, das gerne als «bürgerliches Zeitalter» apostrophiert wird – obwohl das Bürgertum als Sozialformation zumindest in Deutschland eine kleine Minderheit blieb.

Studien mit einer gesamteuropäischen oder globalen Perspektive fehlen in dieser ersten Phase gänzlich. Allerdings gibt es nationale Studien, nicht nur zu Deutschland, auch zu Frankreich und zur Schweiz: Albert Tanner veröffentlicht 1995 eine umfassende Studie mit dem Titel *Arbeitsame Patrioten – wohlstandige Damen. Bürgertum und Bürgerlichkeit in der Schweiz 1830–1914*, die den «deutschen» Ansatz des Bielefelder Projekts mit dem «französischen» Geist von Adeline Daumard verknüpft – die Historikerin widmete sich bereits in den 1960er- und 1970er-Jahren dem französischen Bürgertum.⁴⁷ Tanner geht vom «Sonderfall» Schweiz aus, von der Tatsache mithin, dass sich nirgends in Europa das Bürgertum «so leicht und uneingeschränkt» durchsetzen konnte.⁴⁸ Im Laufe des 19. Jahrhunderts, so Tanners

Hauptthese, hätten sich ökonomisch heterogene bürgerliche Gruppen in der Schweiz zu einer sozial und kulturell homogenen und politisch potenten Klasse formiert.⁴⁹

Tanners Studie endet mit dem Ersten Weltkrieg. Die Frage, inwieweit die kulturelle Praxis des Schweizer Bürgertums – und das Bürgertum selbst – im «kurzen» 20. Jahrhundert weiter existierte, lässt er offen. Das ist bezeichnend für die erste Phase der Bürgertumsforschung. Erst in den 2000er-Jahren beginnt sie sich mit der Kernfrage zu beschäftigen, ob es auch im 20. Jahrhundert noch ein Bürgertum als Sozialformation und eine damit verknüpfte «Bürgerlichkeit» gegeben hat.⁵⁰ Dabei zeigen sich die Tücken der Begrifflichkeit. Jede wissenschaftliche Beschäftigung steht vor dem Problem, dass sich «Bürgertum» und «Bürgerlichkeit» kaum nach objektiven Kriterien definieren lassen.⁵¹ Grundsätzlich kann Bürgertum sowohl soziologisch – als sozioökonomische Gruppe der Mittelschicht – als auch kulturell verstanden werden. Als soziale Gruppe lässt sie sich zwar theoretisch nach Vermögen und Beruf in Kategorien unterteilen, etwa in Grossbürgertum, Wirtschaftsbürgertum, Kulturbürgertum oder Kleinbürgertum.⁵² Aber auch diese Subgruppen sind in sich heterogen und lassen sich weder theoretisch noch empirisch scharf voneinander abgrenzen. Dasselbe gilt für die Abgrenzung des Bürgertums insgesamt. Philipp Sarasin spricht von einer «instabile[n] Gruppe, zu der je nach historischer Konstellation wechselnde Teile der Gesellschaft hinzugehörten».⁵³ In diesem Sinne betont Tanner, der englische Begriff «middle classes» sei sprachlich präziser.⁵⁴

In kultureller Hinsicht lässt sich Bürgertum durch spezifische soziale Praktiken und Umgangsformen fassen – Normen, Werte, Ideale, Rituale und Geschmacksvorlieben, mithin eine Reihe von «feinen Unterschieden», mit denen die Mitglieder ihre soziale Gruppe profilieren und sich von anderen sozialen Gruppen abgrenzen.⁵⁵ Allerdings lassen sich auch diese soziokulturellen Merkmale nicht objektiv definieren, zudem gilt es zwischen «Idealen» und der konkreten Praxis, der empirisch fassbaren Lebensrealität, zu unterscheiden.⁵⁶

Noch verfänglicher scheint die Kategorie der Bürgerlichkeit. Wie gross die «analytische Reichweite»⁵⁷ und Deutungskraft des Begriffs überhaupt ist, bleibt in der Forschung umstritten,⁵⁸ ebenso die Frage, ob «Bürgerlichkeit» zwingend an eine bürgerliche Trägerschaft als soziale Gruppe gebunden ist.⁵⁹ Die Frage drängt sich vor allem mit Blick auf das 20. Jahrhundert auf. In der Historiografie finden sich dazu unterschiedliche Positionen. Überhaupt ist die Forschung zum Bürgertum nach dem «bürgerlichen Zeitalter», die im frühen 21. Jahrhundert an Dynamik gewonnen hat, durch konträre Haltungen geprägt.⁶⁰ Den einen Pol vertreten die «Optimisten», die von einer «Kontinuität von Bürgerlichkeit» und des Bürgertums als Sozialformation nach dem Zweiten Weltkrieg ausgehen. Am weitesten geht Joachim Fischer in einem pointiert formulierten Beitrag in der Zeitschrift *Aus Politik und Zeitgeschichte*. Fischer spricht von einer «verbürgerlichten Massengesellschaft» beziehungsweise einer «bürgerlichen Vergesellschaftung» seit Mitte des 20. Jahrhunderts.⁶¹ Die Stossrichtung passt zur feuilletonistisch geprägten (deutschen) Debatte um die «neue Bürgerlichkeit» in den ersten Jahren des neuen Jahrtausends, die sich um 2007 zuspitzt.⁶²

Allerdings ist die Position der «programmatischen Optimisten»⁶³ nicht unwidersprochen geblieben. «Skeptiker» vertreten die Auffassung, dass Bürgerlichkeit als kulturelles System eng an die soziale Gruppe des Bürgertums und deren Hochphase im 19. Jahrhundert gebunden war. Das 20. Jahrhundert erscheint aus dieser Perspektive als Epoche des Verfalls von Bürgertum und Bürgerlichkeit. Jürgen Kocka sieht das Bürgertum bereits an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert in der «Defensive».⁶⁴ Und Paul Nolte spricht von einer «Verflüssigung und Verallgemeinerung des Bürgerlichen» im 20. Jahrhundert.⁶⁵

Beide Positionen, die der «Optimisten» und die der «Skeptiker», scheinen in absoluter Form wenig produktiv. Realistischer scheinen vermittelnde und differenzierende Perspektiven, wie sie etwa Klaus Tenfelde in *Stadt und Bürgertum im 20. Jahrhundert*⁶⁶ oder Hans-Ulrich Wehler in *Deutsches Bürgertum nach 1945. Exitus oder Phönix aus der Asche?*⁶⁷ bereits früh eingenommen haben. Für eine vermittelnde Perspektive steht auch der Sammelband *Bürgertum nach dem bürgerlichen Zeitalter* (2011). Die Herausgeberschaft um Gunilla Budde konstatiert mit Blick auf die Forschung «widersprüchliche Befunde».⁶⁸ Sie plädiert dafür, von einem «Formwandel» des Bürgertums im 20. Jahrhundert auszugehen, mithin einer «Kontinuität in der Transformation», auch was bürgerliche Kulturmuster betrifft.⁶⁹ Die «Aussagekraft» und «Erklärungsreichweite» des Konzepts «Bürgerlichkeit» sei mit Blick auf das 20. Jahrhundert zwar begrenzt. Dennoch hätten sich Begriffe wie Bürgertum und Bürgerlichkeit für die Erforschung von Wandlungsprozessen im 20. Jahrhundert als hilfreich erwiesen.⁷⁰

Trotz grossen Anstrengungen bleiben Forschungslücken, nicht nur aus globaler Perspektive. Vor allem die Geschichte der bürgerlichen Mittelschicht zwischen den 1940er- und den 1990er-Jahren scheint nach wie vor unterbelichtet.⁷¹ Auch eine spezifische Studie zu Bürgertum und Bürgerlichkeit in der Schweiz des 20. Jahrhunderts steht noch aus. Zwar legte Philipp Sarasin 1997 ebenfalls eine Untersuchung zur Schweiz vor, diesmal mit Fokus auf Basel. Doch das Buch *Stadt der Bürger. Bürgerliche Macht und städtische Gesellschaft* endet ebenso wie Tanners Untersuchung mit dem Ende 19. Jahrhunderts. Dabei weist Sarasin die Vorstellung einer einheitlichen Sozialformation zurück. Zwar konnten Beamte, Angestellte, Bildungsbürger und Grossunternehmer in der Schweiz «gemeinsame soziostrukturelle Merkmale» und «à la limite» auch eine gemeinsame Kultur teilen. Doch hinter den «Fassaden staatsbürgerlicher Einheit und politischer Bündnisse», so der Autor, seien die sozialen, kulturellen und ökonomischen Differenzen zwischen all diesen Bürgern auch in der Schweiz bis weit ins 20. Jahrhundert hinein erheblich geblieben.⁷² Sarasins Studie ist nicht zuletzt deshalb wertvoll, weil sie diskursanalytische Ansätze für die Bürgertumsforschung fruchtbar macht und dabei auch die forschungstheoretischen Grenzen, ja «Aporien»,⁷³ nüchtern offenlegt.

Die Auseinandersetzung um «Verbürgerlichung» und «Entbürgerlichung» im 20. Jahrhundert hat mitunter etwas von Spiegelfechtereie und Begriffsklauberei. Unbestritten bleibt, dass sich das Bürgertum nicht allein aufgrund von strukturellen Merkmalen wie Besitz und (formaler) Bildung als Einheit fassen lässt, obwohl

beide Merkmale an sich konstitutiv sind.⁷⁴ Entscheidend sind demnach kulturelle Merkmale im weiteren Sinn, also spezifische Werte, Mentalitäten, Verhaltensmuster und Rituale, mithin ein bestimmter Lebensstil, ein «bis in die Alltäglichkeit hineinreichendes Zusammenspiel von Normen und Formen».⁷⁵ Ein solches Verständnis von Bürgertum liegt auch dieser Studie zugrunde. Bürgerlichkeit meint in diesem Zusammenhang mehr als eine individuelle Haltung, es bezeichnet das gesamte Geflecht der kulturellen Muster, ein kulturelles System, das im Wesentlichen Bourdieus Habitusbegriff entspricht.⁷⁶ Bürgerlichkeit in diesem Sinne ist nicht zwingend an ein Bürgertum als Sozialformation gebunden.⁷⁷ Das ist wichtig für diese Studie, die sich im Kern mit dem 20. Jahrhundert beschäftigt. Soziokulturelle Codes im Kontext von Porzellan lassen sich so potenziell als Ausdruck von Bürgerlichkeit lesen und womöglich auch ausserhalb des Bürgertums nachweisen.

Quellenlage und Materialauswahl

Als der Porzellanfabrik Langenthal AG 2001 der Konkurs drohte, blieb auf dem Areal ein umfangreiches Archiv zurück: originale Stücke aus der Fabrikproduktion, dazu unbemalte Waren, handgemalte Modellbücher, Formen- und Dekorkataloge, Geschäftsberichte und Verwaltungsratsprotokolle, Werbeproschüren, Fotografien, Gipsformen, Stahlplatten und Lithografiesteine. Die Archivalien – gut siebzig Laufmeter Dokumente und knapp fünfzehn Laufmeter Audio-Video-Material⁷⁸ – befinden sich im oberen Stockwerk des Fabrikgebäudes an der Bleienbachstrasse 22 über mehrere Räume verteilt, kaum geordnet und kaum gesichert. Eine Arbeitsgruppe unter der Leitung des Museums Langenthal sichtete und dokumentierte die Archivalien im Frühjahr 2022 im Auftrag der Stadt und im Hinblick auf den Aufbau einer repräsentativen Sammlung.⁷⁹ Einige Archivbestände waren 2012 in der Ausstellung *Die Porzellanmanufaktur Langenthal. Zwischen Industriedesign und Sonntagsgeschirr* im Genfer Musée Ariana zu sehen.⁸⁰ Für diese Studie konnten die Archivbestände der Porzellanfabrik erstmals im Rahmen eines Forschungsprojekts systematisch konsultiert und teilweise auch digitalisiert werden. Sie bilden das Fundament dieser Monografie.

Auch ausserhalb des Unternehmensarchivs finden sich Quellen. An der Universitätsbibliothek Zürich sind praktisch alle Geschäftsberichte der Porzellanfabrik seit ihrer Gründung greifbar. Im Staatsarchiv des Kantons Bern finden sich unter anderem Baupläne, Fotografien, Plakate und Akten zur Arbeitssicherheit. Für diese Untersuchung ebenfalls relevant sind Bestände im Schweizerischen Sozialarchiv, vor allem gewerkschaftliche Dokumente und auch Oral-History-Interviews. Eine hervorragende Quelle sind die Jahresberichte des Schweizerischen Handels- und Industrievereins (Vorort). Sie enthalten nicht nur Marktdaten, sondern vermitteln auch mentalitäts- und sozialgeschichtliche Aspekte des Keramik- beziehungsweise Porzellanhandels. «Immer mehr zeigt sich auch bei den einfachern und ärmern Leuten das Verlangen nach weissem, feinerem Geschirr, und es muss demselben

das farbige, für Kochzwecke solidere, weichen», heisst es etwa im Jahresbericht des Vororts 1887.⁸¹ Beim Bundesamt für Zoll und Grenzsicherheit sind zudem statistische Daten zum Porzellanaussenhandel erhältlich, beim Nationalen Keramikinventar der Schweiz Informationen zu Tausenden von Keramikgefässen aus öffentlich zugänglichen Sammlungen, aber auch zu Manufakturen und Händlern.⁸² Vergleichsweise gering ist dagegen die Zahl der Quellen im Schweizerischen Bundesarchiv.

Das Unternehmen selbst hat eine Reihe von Schriften herausgegeben, die heute Quellencharakter haben, darunter *Schweizer Porzellan Langenthal* (1922), *25 Jahre Porzellan Langenthal* (1931), *Elektrotechnisches Porzellan* (1943) und *Porzellan, sein Werden aus Erde und Stein zum Edelprodukt* (1953). Zum Fünfzig-Jahre-Jubiläum 1956 sind mehrere Publikationen erschienen, etwa *La porcelaine de Langenthal* von Waldemar Deonna (ein Auftragswerk des Unternehmens) oder *Zur Organisation der Porzellanfabrik Langenthal AG* von Felix Wulkan.

Dass auch mündliche Quellen zugänglich sind, ist vor allem das Verdienst des Historikers und Ausstellungsmachers Beat Gugger. Anlässlich einer Ausstellung in Langenthal 2006 publizierte Gugger ein «Interview-Heft» mit dem Titel *Erzählungen aus der Porzi*, in der ehemalige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu Wort kommen. Viele Protagonisten aus der Porzellanfabrik der Nachkriegszeit sind inzwischen verstorben. Die Studie schliesst deren Zeugnisse ebenso ein wie die genannte Primärliteratur zur Porzellanfabrik.

Als Hauptquellenbasis für die Untersuchung der sozial- und kulturhistorischen Aspekte des Porzellans dienen Haushaltsratgeber, Kochbücher, Werbeinserate, Zeitungs- und Zeitschriftenartikel, die zwischen 1880 und 2000 hauptsächlich in der Schweiz, teilweise auch in Deutschland erschienen sind. Systematisch ausgewertet werden zehn Zeitschriften, darunter die illustrierte Monatsschrift *Am häuslichen Herd*, der *Hauswirtschaftliche Ratgeber*, die *Illustrierte schweizerische Handwerker-Zeitung*, das *Schweizer Frauenblatt* und die Zeitschrift *Wohnen*.⁸³ Auch Zeitungsartikel werden punktuell ausgewertet. In der Datenbank e-newspaperarchives.ch, die 180 Titel aus der Deutsch- und der Westschweiz versammelt, sind 3000 Beiträge verzeichnet, in denen die Porzellanfabrik ein Thema war. Und fast 60000-mal taucht Porzellan in Artikeln und Inseraten auf – ein reicher Fundus für diese Studie.